

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 21

Artikel: Die Schwester : Erzählung. Teil 3, Alwine
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 1. August 1935

Heft 21

Die Schweizer.

Wir sind die alten Schweizer immer noch.
Wir halten noch den hehren blanken Schild.
Wir stürzen wie der Bergbach ins Gefild,
wenn man uns dräut, sonst sind wir sanft und mild.
Wir schreiten breit, gemach, mit schwerem Schritt.
Wir tragen an dem Fuß die Erde mit.
Wo zwei von uns sich in der Fremde sehn,
berührt sie leis der Augen Übergehn.
Von schwerem Blute und von schwerem Sinn,
Wir träumen wie ein Urgeschlecht dahin.
Wir sind die alten Schweizer immer noch.
Wo in der Welt wir wandern, Schritt für Schritt,
Wir tragen still der Heimat Erde mit. Karl Sax.

Die Schwester.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluß.)

III

Alwine.

„Hast du einen Laubfrosch verschluckt, daß du so mundfaul bist?“ fragte mich meine Schwester beim Mittagessen. Daraufhin fing ich mit vielen Worten an zu rühmen, wie das Futter sich über Erwarten gut herausgemacht habe. Wie das Bodengras dicht stehe und wie sich die Vögel im Holz lustig gemacht hätten, das reinste Konzert! Von der Lies Stäbler sagte ich wohlmeißlich nichts. Ich kam mir bei meinem Maulen recht verlogen und unrecht vor. Unbewußt verfiel ich gleich nachher wieder ins Studieren, wie ich wohl um mein Versprechen auf dem

Bänklein herumkommen könnte. Nun — bis zum Winter dauerte es ja noch lang ...

Wir brachten diese Woche schon drei hübsche Tüder Heu ein. Alwine war scheinbar arglos. Ich war mehrmals drauf und dran, ihr von meinem kleinen Abenteuer auf der Einfangwiese zu erzählen, aber ich brachte es doch nicht fertig.

Am Sonntag ging meine Schwester in die Kirche. Sie kam etwas verspätet und sehr nachdenklich heim; sie gab auch nachher beim Essen mit Not auf meine Verlegenheitsreden Bescheid. Am Nachmittag schlenderte ich mit aller Sonntagsgemäßlichkeit durch den Sorgenwald hinauf mit dem läblichen Vorhaben, meinem

jungen Aufwuchs auf der Fuchsbreite ein Besuchlein zu machen und nachzusehen, ob die Beerensucher keinen Schaden angerichtet hätten. Meine Schwester wäre gewiß gern auch mitgekommen, es wär' bloß um ein Wörtchen zu tun gewesen; denn sie hatte doch die zarten Tännchen vor drei Jahren auf den fruchtbaren Schlag gepflanzt. Warum ich halt verstohlen vom Hause weggeschlichen war, ließ ich mir vorerst nicht gelten. Aber auf der halben Berg Höhe mußte ich plötzlich stillstehen und mir an den Kopf greifen: also auf die Art steht es jetzt mit dir? Du läufst einem jungen Ding nach, und deine Schwester Alwine kann daheim Trübsal blasen! Lüg dich nicht selber an, das Holz ist eine Ausrede, du meinst, es könnte dir zufällig ein Glücklein auf den Weg schneien. So ein Vogel bist du! Der Schwester Treumeinen willst du mit Schelmerei vergelten!

Hab ich mich auf dem Absatz herumgedreht und bin als ein fester Mann mit rechten Schritten wieder gegen meine Einfangwiese hinab gestoffelt, deren Grasnarbe sich schon wieder ein wenig aufs Grünverden besann.

Wer sitzt auf meinem Bänklein unter der Rambuche? Die Lies Stäbler von der Sorgenegg. Es dreht mich zu ihr hin, ich hab nichts dagegen tun können. Überhaupt — hätt ich denn wie ein Stock an ihr vorbeigehen dürfen?

Sie bekommt einen roten Kopf, als sie mich näherkommen sieht, worüber es mir augenblicks auch ein bißchen zwirbelig wird. „Das Rotwerden kommt von innen, nicht von außen.“ hat mich der alte Fehlwieser einmal belehrt; „und wenn die Mädchen ‚fremden‘, so meinen sie gern das Gegenteil.“ So hab ich einen Mut gefunden, ich setze mich neben sie auf das Bänklein. „Woher des Weges?“ frag ich ganz fechtlich. Sie sei bei einer Base in Vorauen gewesen, berichtet sie, immer noch etwas verlegen.

„Warum hab ich dich denn nicht am Wydenhof vorbeispazieren sehen?“

„Weil ich manchmal den Tobelweg hinabgehe.“

„Aber da hat man doch fast um die Hälfte weiter. Und dazu den schlechteren Weg.“

„Am Sonntag braucht man ja nicht stark mit der Zeit zu rechnen und kann acht geben,“ redet sie sich aus.

„Das nächstmal darfst du aber den Wydenhof nicht abschieben, gäll!“

Sie wird wieder rot, das Fragen- und Antwortenspiel kommt ins Stocken. Nun — die

wird schon bald wieder etwas zu plaudern finden, denk ich bei mir und warte und warte. Es will nichts kommen. Sie hat allweg diesmal die Sätzlein auch wie ich auf die Goldwaage gelegt, und da ist es ihnen flau geworden. Aber ich bin ja nährisch froh gewesen, auch nur neben ihr sitzen und sie hin und wieder verstohlen angucken zu dürfen. Und wie sie jetzt aufsteht und mir einen guten Abend wünscht, gibt es sich von selber, daß ich ihr noch ein wenig durch den Wald hinauf das Geleit gebe. „Bei Tag fürchte ich mich zwar nicht,“ meint sie nach einer Weile; doch hab ich das nicht als ein Heimschicken aufgefaßt.

Wir haben auf dem schmalen Weg dicht nebeneinander gehen müssen. Da kommt mir der Gedanke: Wenn du sie jetzt bei der Hand fassen würdest? Und da ist es wahrhaftig schon so weit gewesen. Wem in der Welt wäre so etwas eingefallen! Was sie dazu gedacht hat, weiß ich nicht, sie hat es mir nicht an den Kopf gehängt. Sie hat auch geschwiegen, als ich mit ihren warmen Fingern bisweilen ein bißchen eigenmächtig umging.

Nicht weit von der großen Rehtanne, wo der Wald besonders dicht und lauschig ist, haben wir uns einesmals geküßt. Ganz wie auf eine Verabredung hin. Es hat damit angefangen, daß ich sie anhielt und den Arm um ihren Hals legte. Der Lausendste hätte das nicht gewagt.

„Ihr seid aber ein anderer Junggesell, als ich geglaubt habe,“ sagt sie nachher. Der Schalk in ihren Augen bekennt, daß sie mir doch nicht viel weniger zugetraut.

„Darf ich vielleicht bald einmal nach der Sorgenegg hinaufkommen?“ frag ich sie nun gleich gerade heraus.

„Das müßt Ihr halt machen, wie Ihr es für gut findet.“

„Könntest du nicht du‘ sagen — jetzt, weil es so ist?“

„Das bring ich heut noch nicht fertig,“ gesteht sie nach einem Besinnen. Und wir küssen uns wieder, in diesem Stück ist sie mit mir auf du gewesen. Es ist uns so gut gelungen, als hätten wir zusammen ein halbes Jahr Lehrzeit durchgemacht. Wären jetzt nicht dummerweis Schritte und Geschwätz den Wald herabgekommen, so hätte sich unser Abschiednehmen wohl noch ziemlich lange hinausgezogen.

Ich bin am helllichten Tag wie ein Traumwandler nach dem Wydenhof hinab gegangen. Mein fester Vorsatz war, der Schwester sogleich

alles zu bekennen. Sie saß mit einem Buch in der Hand auf dem grünen Hausbänklein, sah jedoch über die Blätter hinweg ins Leere. Mich beachtete sie mit keinem Blick.

Mein Mut verflog wie ein dünnes Räuchlein. Wie ein Schulknabe ging ich an ihr vorbei und ins Haus hinein. Von meinem Kammerfenster aus schielte ich verstohlen zu Alwine hinab. Sie weinte jetzt leise in sich hinein. Es preßte mir das Herz zusammen, wie ich sie so niedergedrückt auf dem Bänklein sitzen sah, verraten und betrogen. Da fasste ich einen festen Beschluß: noch heute abend wollte ich alles wieder anders machen, ganz so wie es vorher gewesen war...

Nach dem Viehfüttern lag ich der Schwester vor, ich hätte noch Lust zu einem Faß in der „Blume“. „Ja, geh nur,“ sagte sie. „Es ist schon recht.“

Mit einem Umweg stieg ich nach der Sorgenegg hinauf. Es war ein saurer Gang. Alles legte ich mir sauber zurecht, Wort und Wörlein, zehnmal, nicht einmal.

Damit hatte ich freilich nicht gerechnet, daß mir die Lies bei meinem Eintritt ins Stählerhaus schon im halbdunkeln Gang entgegenkomen und mir ins Ohr flüstern würde: „Ich hab Euch so halb und halb erwartet!“ Mit dieser lieben Rede hat sie meine Vorsätze wie ein Kartenhaus über den Häufen geworfen. Und der Strauß von Glockenblumen und Margriten, der drinnen auf dem Tische stand, hat mir in ganz heimlicher Weise von ihrem freundlichen Willen erzählt. Um das „Du“ hab' ich zwar noch eine gute Weile hetteln müssen, aber mit der Zeit hat es sich der Lies dann doch geschickt. Über Störungen haben wir uns nicht klagen dürfen. Der Vater sei zeitig ins Bett, weil er morgen früh mit dem Mähen anfangen wolle, berichtete Lies; und die Mutter wisse bereits etwas. Allzulange durfte leider die Herrlichkeit nicht währen, denn die Stählerin bot uns schon um zehn Uhr Feierabend.

So bin ich denn als ein richtiggehender Hochzeiter heimgekommen. Ich war jetzt dermaßen zutiefst im Herzen über meinen Glücksfund froh, daß es mir als ein Spiel vorkam, meiner Schwester alle Bedenken auszureden und sie und Diese zu guten Freundinnen zu machen.

Zu meiner Verwunderung war in der Stube noch Licht. Wie ich am Gartenhag einen Augenblick überlege, höre ich, daß drinnen halblaut hin und her gesprochen wird. Ich drücke mich

sachte hinter den Stamm des großen Schäfflerbaumes im Haussanger und lausche hinüber, kann aber nichts verstehen.

Jetzt geht die Haustürre auf, der junge Witling Jakob Tanner tritt unter den Türbogen; ich kann ihn im trüben Schein des Ganglichtleins gut erkennen. Meine Schwester Alwine begleitet ihn hinaus.

„So ist es also nichts?“ fragt der Tanner klein und gedrückt.

„Ich kann dir keinen andern Bescheid geben,“ entgegnet Alwine nach einer stillen Weile besonnen und bestimmt. „Was man sich vorgenommen hat, bei dem muß man verbleiben.“

Sie hat es doch gelitten, daß er sie an sich zog. Das Bild ging mir wunderlich zu Herzen. Sie hat sich auch von ihm küssen lassen. Gleich darauf ist sie aber weg gewesen. Der Tanner ist nach einigem Besinnen die Stiege hinabgestapft und langsam seiner Wege gegangen.

Ich, kurz entschlossen, mache mich um die Scheune herum und gehe ihm nach. Bei der Wydenbrücke hole ich ihn ein. Ohne viel Umstände sag ich zu ihm: „Du, Jakob — ich muß dir etwas zu wissen tun. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn sie erfährt, was mit mir ist, besinnt sie sich vielleicht noch einmal. Es kommt nämlich eine Frau auf den Wydenhof.“

„Es ist schön, daß du mir das sagst,“ bekennt er aufrichtig. „Ich hätte mich im andern Fall nicht mehr anzuhalten getraut. Leg dann noch ein Wort für mich ein, gäll! Sie müßte es recht haben bei mir.“

Das Wort hab ich noch am gleichen Abend gewagt; aber ich bin nicht gut damit angekommen. Raum daß ich nur von der Sache anfange, bricht Alwine in Tränen aus. „Ich verstehe dich schon, du willst mich aus dem Haus haben!“ Plötzlich fährt sie mit einem Ruck zusammen und sieht mich verstört an. „Hast du das vorhin unter der Haustürre gesehen?“

Ich gestehe ihr das zögernd. Da legt sie beide Hände vors Gesicht und geht ohne Gutnacht in ihre Kammer hinauf.

Wie ich eine Viertelstunde später im Bett liege, klopft es an meiner Tür. Alwine kommt mit einer Kerze in der Hand zu mir herein. Sie setzt sich auf den Stuhl neben meinem Bett, löscht das Licht aus und fängt im Flüsterton zu reden an:

„Weißt, es muß dunkel sein, ich schäme mich vor dir. Und doch müssen wir jetzt reden mit-

einander. Es ist notwendig. Wir dürfen keine Zeit versäumen."

Und nun brennt sie plötzlich auf und vermag nicht mehr über sich selber Herr zu bleiben: „Es ist nicht wahr, was du gesehen hast! Ich leugne es ab! Es ist ein Lug! — Und die alte Tannnerin kann mich lang vom Kirchgang weg in die Stube hineinlocken, fast hineinzerren, wie sie es heute gemacht hat! Sie kann mir lang das Kind auf den Arm geben! — Ach, jetzt glaub' ich fast, du habest ihr das angeraten!"

Nun besinnt sie sich und erschrickt über ihre Heftigkeit. „Aber gäll, das ist traurig von mir, so wüst zu tun in deiner Kammer. Ich hätte es dir ja ganz leise sagen können."

Ich habe ihr Tun und Wesen richtig auszudeuten vermocht. Jetzt kann vielleicht doch alles noch auf gute Wege geleitet werden, so hab ich bedächtig bei mir erwogen. Aber wie ich der Schwester sachte von meiner Liebschaft zu berichten anfangen will, schneidet sie mir mit unfreundlichen Worten den Faden ab. „Ich will nicht wissen, was ich schon weiß! Glaubst du, du habest dich einen einzigen Tag, eine einzige Stunde verstellen können? Dazu sieht man halt vom Meisenhag aus zu gut nach der Einfangbank hinauf." Sie stöckt einen Augenblick, dann fährt sie in ganz anderem Ton, leise und sehr innig zu reden fort: „Weißt — als ihr so schön Hand in Hand das Holzweglein hinaufgingt, ihr zwei, da hab ich weinen müssen vor Freude und Leid. Vor Freude für dich und vor Leid um mich. Ich kann ihr ja nichts tun, aber ..." Sie bringt es nicht weiter, ich merke, daß es sie beeendet. Da rede ich ihr freundlich und eindringlich zu. „Wie soll ich denn flug werden aus dir, Alwine? Wenn er dir doch nicht zuwider ist, ja wenn du sogar ein bißchen guten Willen zu ihm hast, warum bringst du es denn nicht über dich? Es könnte ja für uns alle ein Glück daraus werden. Mit dem Tanner würde es gewiß noch manche wagen."

„Wenn du wieder von dieser Sache anfängst, so gehe ich," sagt sie ungehalten und ist schon von mir weg.

„Du verstehst mich halt nicht, du weißt nichts von mir," kommt es leise von der Türe her. „Ich will doch da sein, wo mich der Herrgott hingetan hat: neben dir. Und wenn ich ihre Magd sein muß!" Die letzten Worte hat sie laut und unter heftigem Weinen herausgestoßen. Und jetzt steht sie wieder neben mir und beugt sich über mich hin, ihre Tränen fallen auf

mein Gesicht. „Sag mir ins Ohr hinein: Ich hab dich auch noch gern . . ."

„O, du darfst doch nie etwas anderes glauben," versichere ich ihr treu und redlich. „Dein werdet gewiß herrlich miteinander auskommen."

Sie steht eine Weile schweigend neben meinem Bett. Dann sagt sie sehr traurig: „Du denkst halt nur an sie, nicht an mich." Damit geht sie aus der Kammer fort.

Die nächsten Tage hindurch ist alles scheinbar beim alten gewesen, als ob nichts geschehen wäre. Alwine sorgte und schaffte nach ihrer emsigen Art, ja sogar mit erzwungener Fröhlichkeit. Als ich auf einem Marktgang zufällig mit Jakob Tanner zusammentraf, teilte er mir mit, daß er von ihr ein Brieflein bekommen habe. Sie wollte halt einfach nichts von ihm wissen. Sie konnte nicht anders, ich sprach ihm zu, er möge sich noch ein wenig gedulden, sie könnte vielleicht doch noch auf andere Gedanken kommen.

Nach dem Heuet brachte ich auf der Sorgenegg alles ins reine. Wir waren sehr glücklich miteinander, ich und Liese. Ich konnte sie immer noch lieber gewinnen. Vom Kummer wegen meiner Schwester sagte ich ihr noch nichts, obwohl mir diese Sorge mit der Zeit immer mehr zu schaffen machte. Ich merkte wohl, daß Alwinens Gleichmut nur etwas schwer Erträgliches war.

Eines Sonntagabends, da ich von einem Besuch von der Sorgenegg heimkam, fragte sie mich mit einem sauersüßen Lächeln: „Ist es schön gewesen bei deiner Gräfin?"

„So mußt du sie nicht namen, das nehme ich dir übel," verwies ich ihr ungehalten, worauf sie sogleich zu weinen anfing und verschwand.

Liesens erster Besuch auf dem Wydenhof sollte auch keine rechte Freude bringen. Alwine ließ sich mit keinem Auge sehen. Sie war nachher tagelang ganz rappelföpfig und sprach nicht ein Wort mehr, als sie unbedingt sagen mußte. Ja, sie fing an, mir aus lauter Liebe das Leben sauer zu machen. Als ich gegen den Herbst hin Bauleute ins Haus nahm, weil doch in Stube und Kammern allerlei in Ordnung gebracht und herausgeputzt werden mußte, wie das so der Brauch ist, wurde sie beinahe unausstehlich. „Für die Schwester wäre natürlich alles gut genug gewesen," sagte sie böse zu mir. „Aber wenn so eine Gräfin von der Lumpenegg her-



Abendstimmung am Bodensee.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

abkommt, dann muß man täfern und malen."

Kurz darauf tat sie unter vielen Tränen bei mir Abbitte: „Nimm es nicht auf die hohe Achsel, ich werde halt manchmal ganz konfus im Kopfe darüber, daß sie dich mir gestohlen hat. — Und nächstens habe ich einen schweren Traum gehabt. Ein Frauenzimmer ist da vor unserem Hause gestanden, mitten in den Ringelblumen. Ein fremdes Frauenzimmer. Ich habe klar und bestimmt gewußt, daß die Erscheinung dir Unglück bringt, und doch hab ich sie nicht fortweisen können.“

— ich war schlecht beraten in jener Stunde. Ich nahm den nach meiner Meinung erfundenen Traum als eine giftige Anspielung auf Liese, es fuhr mir eine grobe und sehr häßliche Rede heraus:

„Mit derlei blöden Sachen mußt du mir dann nicht kommen! Überhaupt — wenn an dem Traum etwas ist, so könnte man fast glauben, du, ja eben du wärest das Frauenzimmer!“

Sie fiel ganz in sich zusammen. Wie vom Schlag gerührt, stand sie eine Weile abwesenden Blickes mit schlaff herabhängenden Armen reglos da, von meiner Roheit ins Herz getroffen.

Da raffte ich mich ein wenig auf und trat zu ihr hin. Ich wollte gutmachen, ich wollte ihr die Hand auf die Schulter legen: „Liebe Alwine...“ Aber sie schüttelte die Berührung heftig von sich ab. Wie ein Schatten glitt sie hinaus. Als ich kurz hernach an ihrer Kamertür pochte und bittend, beschwörend fast, ihren Namen sprach, bekam ich keinen Bescheid. Die Türe war verriegelt.

Alwine ließ sich erst am Abend wieder sehen. Sie war verschlossen und zugedeckt, notergeben, wie ein im Blätterschmuck eingeschneiter Baum. Auch während den darauffolgenden Tagen blieb das so. Sie tat ihre Arbeit in sich gefehrt, gleichsam von sich selber verlassen, wie der Bauer nach einem Hagelwetter das erschlagene Korn mährt.

Schweigen zwischen uns. Das Schweigen bedeutete: Es ist zu viel geschehen. Jedes Wort, das ich mühselig bei mir erwog, blieb mir im Halse stecken. Nicht aufröhren. Warten!...

Am dritten Tag geschah das schwer Beunruhigende, daß sich Alwine bald nach der Mittagsstunde nirgends mehr sehen ließ. Ihre Kammer war leer. Feder Winkel in Haus und Gar-

ten war leer, schaute mich stumm und vorwurfsvoll an: „Du bist schuld!...“

Vorübergehend suchte ich meine Angst mit allerlei blöden Einreden zu beschwichtigen. Sie könnte ins Dorf gegangen sein, es gab doch von Zeit zu Zeit dies und jenes zu holen. Aber auf einmal kam es wie eine schreckliche Gewißheit über mich: der Sorgenweiher!... Ich lief in atemloser Hast auf dem Rasenfußweg über die Hängelwiesen gegen das Spechtholz hinauf. Da, wo das schlechte Waldsträßchen sich gegen den Weiher absenkt, kam mir Alwine gelassenen Ganges entgegen. Ich schloß mich ihr stillschweigend an, wir schritten nebeneinander heimzu.

„Hast du mich suchen wollen?“ fragte sie nach einer geraumen Weile, ohne sich nach mir umzusehen. Ich bejahte einsilbig.

„Du mußt mich nicht suchen — nie mehr,“ sagte sie fest. „Ich stelle nichts an. Ich weiß jetzt, was ich tun muß.“

Ich machte einen schwachen Versuch, das böse Wort von damals zur Not zu entkräften; doch sie wehrte ruhig ab. „Es ist recht, daß du es mir gesagt hast. Ich wäre von mir aus nicht darauf gekommen.“

Des folgenden Tages gleich nach dem Mittagessen kam der Binder-Kaspar mit seinem Rennwägelchen vor unser Hause gefahren. Alwine bekannte mir trocken und sachlich, sie habe eine Stelle in Steinenloch anzutreten. „Ich kann nicht mehr da sein,“ fügte sie als Antwort auf meine verständnislosen Blicke hinzu. „Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. Die Bäse Breni kommt dann heut abend, ich habe alles mit ihr abgemacht. Sie wird dir die Sachen in Ordnung halten, bis die Andere da ist.“

Es war nichts zu machen. Ich half dem Kaspar, Alwinens gepackte Kleiderkiste die Stiege hinabzutragen und aufs Wägelchen zu laden. Meine Schwester gab mir mit abgewandtem Gesicht die Hand und stieg zum Fuhrmann auf den Bock. „Denk dann auch etwa an mich, gäll!“ rief sie mir beim Wegfahren noch zu. Nachher hat sie sich nicht ein einziges Mal mehr nach dem Höflein umgesehen.

So sind wir auseinander gekommen, meine Schwester Alwine und ich. Nicht für immer, nein. Das wäre nicht auszudenken gewesen. Aber einen harten Kopf hat sie doch gehabt, einen viel härteren als ich. Wunderliebe Briefe hat sie mir geschrieben, ganz voll Heimweh und Zärtlichkeit; eines jedoch hat sie nicht über sich gebracht: von Liese hat nie ein Wort in den

Briefen gestanden. Sie ist auch nicht an unsere Hochzeit gekommen. Erst ein halbes Jahr nachher hat sie unsere Stube zum erstenmal wieder betreten. Mit dem Jakob Tanner zusammen. Sie hat meine liebe Frau so obenhin um Verzeihung gebeten; doch die Blicke, mit denen sie der Ließe verstoßen nachging, waren unfreundlich, fast feindselig. Als ich eine Minute lang mit ihr allein in der Stube war, vertraute sie mir als ein zögerndes Geständnis an: „O — ich weiß doch ganz gut, daß ich im Unrecht bin, aber ich kann mich nicht anders machen.“

Der Tanner sprach schon vom Heimgehen; da äußerte Alwine den Wunsch, mit mir noch einen kurzen Flurgang machen zu dürfen. „Ich habe manchmal so ein dummes Verlangen nach den Äckern und Wiesen von daheim,“ brachte sie wie entschuldigend vor.

Schon bei der Bohnenpünkt mußte sie stillstehen. „Die kann einfach heren,“ sagte sie unwillig. „So hohe Bohnen habe ich nie gehabt.“ Ich möchte ihr das lang ausreden, sie blieb eigensinnig bei ihrer Meinung.

Während wir nachher auf den schmalen Karrwegen an Grünzeug und Getreidezelgen vorbeischritten, kam etwas wie Enttäuschung über sie. „Ich habe es mir noch schöner ausgedacht,“ gestand sie verlegen. „Wenn man halt nicht mehr von Anfang an dabei gewesen ist: beim Kartoffeln einlegen, beim Äckern und Säen, dann — ja, es ist mir fast, als ob mich die Äcker nur noch halb kennen würden. So ein gelbes Kornfeld kann sogar auch bei uns drunter schön sein, wenn ein leichter Wind darüber geht. — Das Land ist ja eigentlich auch nur eine Ausrede gewesen,“ fügte sie nach einer Weile hinzu. „Ich habe dich gemeint. Wir haben so lange nicht mehr miteinander reden können, und alles wegen meiner bösen Verstocktheit.“

Sie tastete nach meiner Hand, und ich freute mich so zutiefst über ihren scheuen Liebeswillen, daß ich mit den Tränen kämpfen mußte. Ihr kam dagegen alles ganz selbstverständlich vor. Sie konnte klar und unbedrängt über die vergangenen Dinge zu mir reden.

„Weißt du noch, wie wir manchmal als Kinder auch so Hand in Hand diesen Weg gegangen sind? O, was hab ich für eine Meinung von mir gehabt! Wie bin ich stolz darauf gewesen, daß mir die Mutter ihre Sorge um dich mit so fester Zuversicht überbunden hat! Und ist dann so ein großer, dummer Mensch aus mir gewor-

den! Du hast mir den Weg zeigen müssen, nicht ich dir. Alles hab ich hinterfür angestellt. Ich habe über dein Leben regieren wollen und bin selber nur ein einfältiges Tüpfli gewesen. Warum mußte ich dem Jakob die Absage schreiben, während ich doch von heut auf morgen den Sinn gefehrt hatte? Nur weil ich dich der andern nicht gönnen möchte, nur darum hast du das viele Unrecht von mir erleiden müssen! Ich rede es mir noch heute ein und laß es mir nie ausreden: Wenn ich mich nicht von ihm hätte küssen lassen, damals auf der Stiege, dann wären ich und du nie voneinander gekommen. In meiner Albernheit hab ich gemeint, ich wolle dir auf ewig Vater und Mutter sein. Und doch ist meine Liebe nicht groß genug gewesen, sonst hätte er sie dir mit seinem Warmtuß auch nicht auf einen Augenblick abstehlen können. Wenn du wüßtest, wie ich dir vielmals in aller Heimlichkeit Treue zugeschworen, schon in deiner mühseligen Schulzeit, und dann später wieder, als wir ganz zu Waisen geworden, dann könntest du meinen traurigen Abfall nicht begreifen. Es war auch nichts als häßliche Neugier von mir, wie weit du es mit deiner Liebelei treiben würdest, daß ich dir nicht gleich von Anfang an freundlich und ungescheut zusprach. O — das wollte ich dann nachher schon ausrichten mit meiner großen Gescheitheit! Den Lohn für alles hab ich freilich nachher doppelt und dreifach bekommen. So verkehrt und mit sich selber im Streit ist noch nie ein Mensch gewesen, wie ich zu jener Zeit war. Bis ich dann zuletzt weder aus noch ein wußte. — Ja, ich habe es tun wollen, damals — ihr und dir zuleid! Der traurige Beschuß hat mich sogar auf Augenblicke heiter und frei gemacht. Mit der Furcht bin ich auch fertig gewesen. Zum Glück hab ich — ganz zuletzt — das Haus und die Bäume noch einmal sehen wollen, ich bin auf den Gupf hinaufgestiegen. O, das Heimeli lag so schön mitten in den Sommertag hineingestellt! Mit seinen Fenstern blickte es mich an wie mit Augen. Und als ich jetzt die Hände vors Gesicht hielt, waren es deine Augen, nicht die des Hauses. Ganz so voller Fragen und Sorgen haben sie mich angeschaut, wie deine lieben armen Bubenaugen, wenn du manchmal aus der Schule heimkamst.“

Wir waren inzwischen wieder bei der Bohnenpünkt angelangt. Als eine grüne Mauer trennte uns der dicke Rankenwald noch von dem nahen Gehöste. „Solche Bohnen habe ich

nie gehabt," wiederholte Alwine, aber diesmal mit freundlicher Anerkennung.

Da fand ich den Mut, die lang zurückgehaltene Frage an sie zu richten, ob sie nicht mein erstes Kind, das damals noch nicht geboren

war, aus der Taufe heben würde. Sie blieb mir das Ja schuldig, aber sie legte mir den Arm um und sah mich mit ihrer alten, treuen Liebe unter Tränen lächelnd an: „Wenn es ein Bub ist, so muß er Peter heißen.“

Ende.

Gemeinschaft.

Heimat, was bist du? Die Berge, die Seen?
Mehr will ich dich und tiefer verstehn.

Bist nicht nur Firnlicht am Himmelsgezelt,
Alpen und Weiden, die schönsten der Welt.

Heimat, so wollen wir deiner uns freu'n,
Hoch dich ehren, dich lieben in Treu'n.

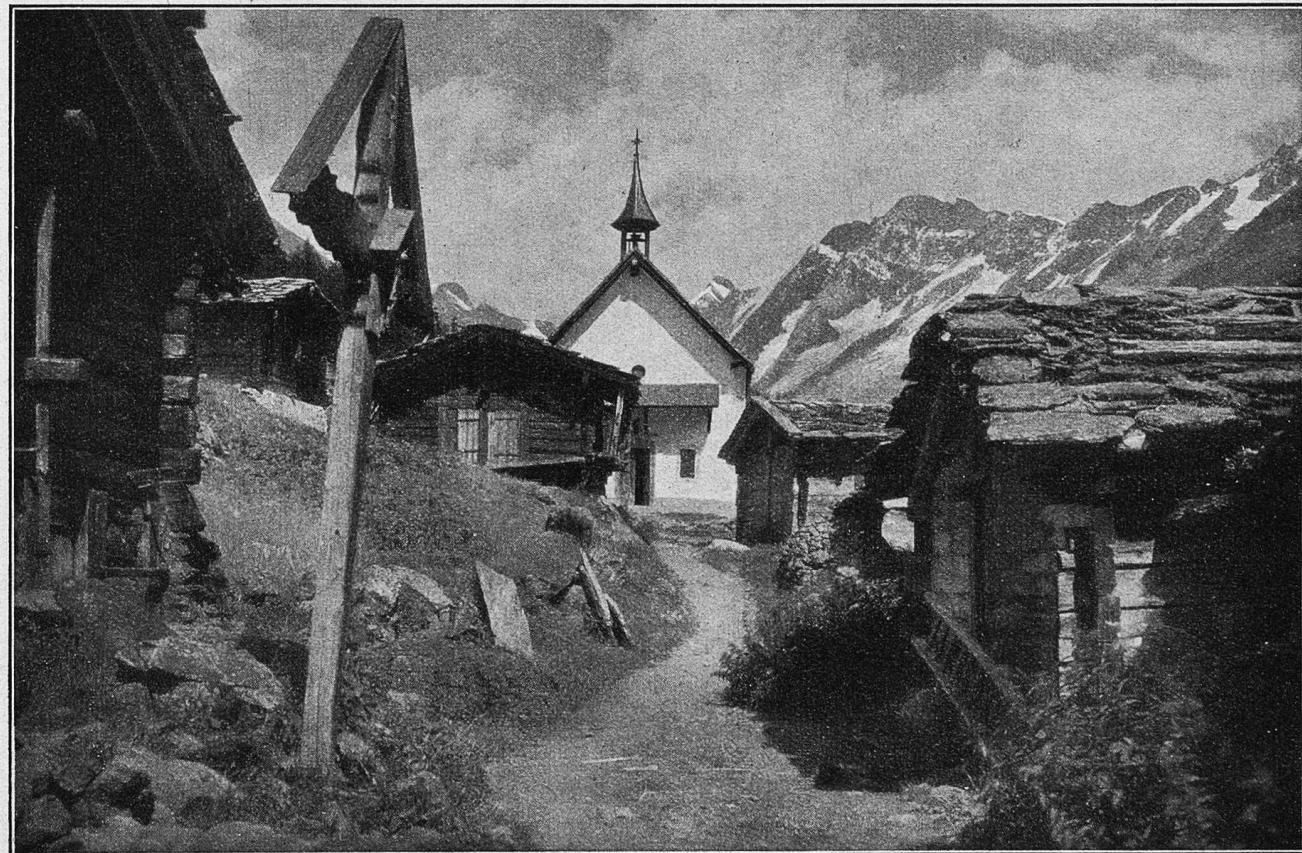
Bist auch ein froher Geschwisterbund,
Helfend und schützend zu jeder Stund,
Mensch dem Menschen, wo's Unglück weint,
Steht zur Seite, voll Güte vereint,

Otto Volkart.

Im Lötschental.

Als im Jahre 1829 der Naturforscher Hugi mit acht Trägern von den Tschingelhörnern herab ins hintere Lötschental kam, ging ein altes Fraucli vorbei, warf einen Blick auf die Karawane und befreuzte sich. Der Pfarrer in Kippel vornen, der zugleich auch Wirt war, ließ die Reisenden erst nach langen Verhandlungen

ein, woraus wir schließen, daß er kein geschäftstüchtiger Wirt war. Auch dem Müetterli wollen wir das sich Befreuzen gern nachsehen, weil wir uns als berggewohnte Leute heute und schon damals gewundert hätten, wenn ein Bergreisender gleich mit acht Trägern angerückt wäre. Hugi und andere Reiseschriftsteller des 19. Jahr-



Rühmatt.